

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 26. Oktober 1916

Der kostbare Gulden.

Stizze von Max Karl Fötischer.

Die Adria erglühete im Morgen-
glanz.
Auf den matten Klauen Wellen
tangten die ersten Sonnenstrahlen,
und weit, weit drüben an Italiens
östlicher Küste erfolgten wie ferne,
blaue Sterne die Blendlichter der
Leuchttürme.

An Dalmatiens Küste gab es kein
Erwachen, denn wo kein Schlaf, da
kein Erwachen. Und zum Schloße
war in den letzten Tagen wahrlich
keine Zeit gewesen, denn der Italiener
mit seinen Schiffstrahlen hatte
sich gezeigt, um auf Österreichs We-
den seinen Fuß zu setzen.

Drüben in Antonas sicherem Ho-
fen, da lag die lange Kette italieni-
scher Kriegsschiffe, kein Ebenbild
einer modernen Schlachtflotte, aber
für diese Zeiten moderner Väter,
fast ein halbjahrhundert rückwärts,
immerhin ein ansehnlicher Schiffs-
park: zehn Panzerregatten und drei-
zehn Kreuzer.

Mitte Juli 1866, unter dem
Schutze dunkler Nacht, war Admi-
ral Persano mit seiner Flotte in das
Meer gestiegen. In langer Kette,
das Panzerschiff „König von Ita-
lien“ voraus, dampften die Italiener
auf Dalmatiens Küste.

Auf Vissa, der kleinen Insel an
Österreichs Küste, herrschte lieber-
hafte Furcht.

Wenzel Siset, der Richtkanonier
am Strandgeschütz Nr. 7, hatte all
seinen Witz zusammenzunehmen, um
die Kameraden bei guter Laune zu
erhalten. Sie hatten strengen Dienst
nun seit Wochen schon, und seitdem
man wußte, daß Persanos Flotte in
Antona zum Kampfe gerüstet liege.

Und nichts strengt den Krieger
mehr an und hebt mehr auf, als
ewiges Harten auf einen mörderi-
schen Kampf.

Immer und immer noch blieb
das Meer still und verlassen, nir-
gends zeigte sich ein Rauchwölkchen,
das etwa das Wachen der feindlichen
Flotte verkündet hätte.

Leutnant von Franzedy trat zu
Siset und sagte: „Nun, alter Junge
— ich denke, es geht bald los.“
„Glaub's halt' nicht, Herr Leutnant!“
Die drüben in Antona haben noch
immer nicht ausgeschlafen. Obra Angst
haben's in Höhen vor unsern Gift-
kullern. Ha, wenn wir Molly an-
fängt, Gien zu spuden, kriegen den
Herrn Zitienern ihr sogenannten
Kriegsschiffe en Koch in den Bauch,
so groß, daß wir die Düppelschanze
ein duzendmal reinstecken können.

„Ha, Kriegsschiffe nennen die das.
— Pantoffel, ganz gewöhnliche Holz-
pantoffeln sind das!“
„Den eisenspunder Molly, wer
ist denn das?“

„Bitt' schön, Herr Leutnant, das
ist mein Molly! Brau gepugt und
hungrig nach scharfen Granaten!“
Und er zeigte auf sein Geschütz,
das vor ihm stand.

Da lachte Leutnant von Franzedy
und ging weiter und sagte zu dem
ihm begleitenden Hauptmann Weer-
thaler, der als Ordnung auf der
Insel weilte: „Siset ist ein
Original und Spaßvogel, hat
schon 61 mitgefochten und erheitert
die Leute der gesamten Batterie.
Sein Bruder, übrigens Zwillinge,
ist der Verbeigene Tegetthoff's. Jetzt
ist er, soviel ich weiß, auf dem Wä-
berschiff „Erzherzog Max“ als Feu-
erwerker.“

Siset war unersetzlich an sein
Geschütz getreten, streifte es wie ein
lebendiges Wesen und pugte hier ein
Stückchen weg und machte dazu ein
Witz nach dem anderen, oft nicht
gerade zart, so daß seine Kameraden
nicht aus dem Lachen heraus-
kamen.

Da — plötzlich ertönte vom Kom-
mandaturne des Forts Alarm. Im
Nu war alles an seinem Platze, aber
man nahm die Sache nicht mehr
ernst. Seit Wochen war solch Un-
geheuer täglich erfolgt. Aber
jetzt schien die Sache doch ernst zu
werden. Die Sanitäter und Am-
bulancen traten in die Eindeckungen
und Berentungen. Obersteuermann
von Goidy schritt hastig mit seinem
Adjutanten und mehreren Stabsoffi-
zieren durch die Laufgassen und
prüfte die Anordnungen der Offi-
ziere.

Da, jetzt ertönte vom Auslug des
Strandgeschützes ein fröhliches Signal.
Wie Feuer fuhr es, durch die Adern
der Krieger.

Endlich, endlich das Signal:
„Feind in Sicht!“

Aber noch zwei Stunden verain-
gen, ehe man auf der Höhe des Wee-
res das erste feindliche Schiff er-
blickte. Nun sah man, wie die Flot-
te sich löste, wie die Panzerre-
gatten mit ihren mächtigen eisernen

Leibern ihre hölzernen Brüder zu
schützen suchten.

Und nun begann das Bombarde-
ment!

Ein zuckendes Rotfeuer, wie ein
Bündel strahlender Blitze fuhr drü-
ben vom Admiralschiffe von Bord,
ein dumpfes, zitterndes Rollen ge-
richt den Morgenfrieden, und dann
fuhr auf einmal, etwa zweihundert
Schritte vor Vissa, ein haushoher
Wasserturm vom Meeresspiegel gen
Himmel. Und die sonst fast glatten
Wellen bäumten sich auf unter die-
sem eisernen Schlag, und die Struc-
kel tanzten und die Wogen rollten
und schoben und drängten sich, bi-
je des Ufers Bord ertönten und zornig
an dem feineren Befesti-
gungswerke rissen.

Der erste Scharschuß von feind-
licher Kanone!

Ein Augenblick herrschte an Vis-
sas Strände bange Stille.
Das war also der eisernen Mor-
gengruß aus tönischem Munde, auf
den man so lange geharrt! Aber
dann brach ein Jubel los, als be-
gannen sie freudensetzt und nicht ein
blutiges Ringen. Endlich Kampf,
endlich die törende Ruhe, das bange
Warten vorbei.

Und wieder ein Schuß von drüben,
und dicht darauf ein zweiter und
dritter, und jetzt fuhr auf der gan-
zen Linie ein Granate um Granate
tauchte ins Meer und wühlte es auf.

„Aha, sie können's nicht ermedeln!“
rief Siset, und alles lachte, was ihn
verstand. Und er hatte recht. Drü-
ben wurde wieder Dampf gegeben
und um eine Viertelmeile weiter zu-
strömte gegangen. Und sie ma-
növrierten. Am von Vissas Strand
piff „Willkommen“. Nun, wie das
piff „7 bis 11 Feuer!“ erklarte den
Batteriedefs Befehl, und wie ein
Luchs äugte der Richtkanonier Siset
und richtete seinen „Molly“, und als
er absprang von dem Stütz, das
haarhart mitten im Rinne sah, da
fuhr das Eisen aus dem Rohr, und
im nächsten Augenblick seminten sich
ein Duzend Schullern gegen das
Geschütz, das acht Ellen zurückgerollt
war, und fuhr es wieder in das
Schütz der Erdwalle. Und dann
erklarte Leutnant Franzedy's Stim-
me, der seitwärts mit dem Fernrohr
die Schußwirkung beobachtete: „Gut,
Siset — ganz famos! Kriegt einen
Gulden von Admiral Tegetthoff!“

„Dein „Molly“ versteht seinen Kran-
ken. Ein Duzend Spanten vom Mittel-
mast halt du dem alten Eisenfloss
abgeblattet. Den zweiten Schuß
eine Handbreit tiefer und er hat's im
Bauch!“

Siset strahlte und antwortete er-
was, aber die Worte gingen unter
im Gebrause der Geschütze. Die ganze
Insel schien in Feuer zu flammen
und glühende Wut zu speien. Und
nun hatten auch die ertönen, nachdem
sich Manöver beendet, die eiserne
Sprache wieder gefunden, und ihre
Worte hießen Vernichtung und Tod.

Jetzt schossen sie nicht mehr ins Meer,
jetzt schlugen sie mit eisernen Zähnen
in feinerne Wälle und warmes,
tampfergutes Fleisch. Und nun,
da die Granate über die Köpfe der
Strandkanoniere wegfausten und in
die Forts der Hofenbestrichungen
einschlugen, kam zu dem Donner
noch das langgezogene, peitschende
Pfeifen.

„Inam, jetzt wird die Sache knap-
rig“, meinte Siset und richtete mit
großter Ruhe seinen „Molly“. Aber
der Humor verlor bei den Kamera-
den nicht mehr so recht. Wer recht
wen Freund in Fegen nicht oder vom
Nachbar zur Vinten einen blutigen,
abgerissenen Arm als letzten Todes-
zucht in das Antlitz geschleudert
erregt, dem vergeht das Lachen. Und
als gar eine Granate der Feinde den
Rouetronz des Erdwalles wegputzte
und die Batterie mit einem Hagel
von Steinen und Erde überhäufte,
da fingten sie an zu schimpfen, und
zwar auf Siset: „Du, Siset, mußt
oesser zielen, damit die Kerle da
drüben das Maul halten!“

„Ibieten ihr! Mein Molly tut,
was er kann!“ schrie Siset, und in
der Tat sah der nächste Schuß von
Nr. 7 so prall mitten im Leibe eines
Panzers, daß eine Explosion erfolgte,
die dem Schiffe Feuerbord und
gudmast kostete und es von einem
Holzstumpf lach in die hintere Li-
nie gestürzt werden mußte. Wahr-
scheinlich hatte die Granate ein
Pulvermagazin verfehlt.

Doch jeder Erfolg der Oesterrei-
cher schien die Wut der Italiener
noch mehr anzufachen. Sie son-
derten einen wahren Feuerregen über
die kleine Insel, und ihr Erfolg war
kein schlechter, denn gar manche Bat-
terie war verstimmt und mancher
der braven Kanoniere lag jetzt tot
und starr neben seinem zerbrochenen
Geschütz. Die Wälle waren zerwühlt
und zerwürgt, die Laufgassen ver-

schüttet und die Eindeckungen zer-
fallen.

Schon am Abend des ersten Tages
versuchte Admiral Persano Land zu
gewinnen. Ein Duzend Pinassen
mit Matrosen bemannt, setzte er ab,
aber das Feuer der mutigen Strand-
besatzung, besonders auch das Klein-
feuer wurde so mörderisch, daß der
Landungsversuch mit großem Ver-
luste aufgegeben werden mußte.

So verging der erste Tag.

Am zweiten begann in dämmern-
der Nacht schon der Kampf auf das
neue. Die gesamte Besatzung Vissas
hatte am Strande bivouaciert, um
eine etwa unter dem Schutze der
Nacht von den Italienern versuchte
Landung zu vereiteln. Bei däm-
merndem Morgen zehrten sie wieder
zu ihren Batterien zurück, und zu
Lode erschöpft nahmen sie den Kampf
wieder auf. Gegen Mittag zähien
ihre Niederlage besiegelt, aber da kam
Hilfe. Eben, als Persano im Be-
griff war, eine Massenlandung vor-
zunehmen, dampfte Austrias schöne
Flotte, just zur rechten Zeit, ins
Kampffeld.

Vizeadmiral Tegetthoff, Oester-
reichs Seeheld, sprach jetzt ein Wör-
chen mit. An Schiffszahl den Ita-
lienern gleich, übertraf seine Flotte
die italienische durch überlegene
Stärke ihrer Panzerschiffe und ihrer
Artillerie.

Vier Stunden nur dauerte der
Kampf, dann gab Persano Fersen-
geld. Joseph Siset, der Zwillingenbruder
Wenzels, war Feuerwerker auf dem
Wäberschiff „Erzherzog Max“.

Wie ein wütender Stier rannte
das Kampfschiff auf Persanos Flot-
te los und bohrte den „König von
Italien“, das stolze Schiff des
Feindes, in den Grund. Joseph Siset
stand mit hundert anderen Mat-
rosen an der Reeling, die Pistole
in der Faust, den kurzen Säbel zur
Hand, um nach dem Anstoß etwa
überpringende Feinde zu bewachen.

Aber der Wucht des furchtbaren
Anpalles nicht gewärtig, fiel er,
der am weitesten vorn stand, mit vie-
len anderen in weitem Bogen über
Bord und in das Wasser, ebenso eine
große Anzahl der Feinde, die zum
Sprünge bereit gestanden hatten, und
ein Hagel von Speren und Planten
schränzte ihnen nach.

Als das lede Schiff abgetrieben
und mit seinen Kameraden in An-
tonas Hafen gestückt war, von den
Oesterreichern, besonders von
dem ungepanzerten Linienschiff „Der
Kaiser“, noch lange mit Feuer ver-
folgt und hart gequält — da ließ
der wütere Tegetthoff viele Rettungs-
boote ausfahren, um in den Wellen
treibende Matrosen aufzufischen und
Leichen zu bergen.

Die Kampfeswut der Kämpfer war
so groß, daß sie noch im Wasser sich
stachen und schlugen, bis die Wellen
sie verschlangen.

Joseph Siset, am Rufe schwer
bewundet, hatte sich auf eine schwim-
mende Schiffstreppe gerettet und
ward nun sterbend in den Hafen
von Vissa hergebracht und ins Laga-
rett eingeliefert.

Ein wertwürdiger, kaum glaubli-
cher Unfall wollte es, daß Wenzel
Siset, der Zwillingenbruder, sein
Verwundet wurde.

Wenzel, dem eine Granate das
Bein weggerissen, hatte nur noch kur-
ze Zeit zu leben. Trotzdem war er
bei voller Besinnung und sogar be-
stimmte Laune. Als man seinen Bru-
der brachte, ohne daß ihn Wenzel er-
kennen konnte, weil Josephs Gesicht
von Bandagen vollständig verhüllt
war, sagte er: „Ach, Brüderlein, wie
haben sie dich verhaunt! Komm, leg
dich zu meiner Vinten!“

Nun schritt Tegetthoff, der Sieger
von Vissa, durch die Wälle.

An seiner Seite gingen der Arzt
und der Kommandant von Vissa und
Leutnant Franzedy, der Adjutant
geordnet war. „Ah, da liegt ja
auch mein lieber Siset“, rief er aus,
als er seinen Kanonier von Nr. 7
erkannte, und reichte ihm die Hand.
„Siset?“ fragte der Admiral.
„Ein Leibknecht, der auf dem „Erz-
herzog Max“ mitgefochten, hieß auch
Siset.“

„Jawohl, Erzengel, und dieser
wäre Kämpfer hier ist sein Bruder.“
Da richtete sich Joseph Siset auf
und blinzelte mit dem einen Auge, das
ihm der Verband freigelassen, starr
zu seinem Nachbar. Er versuchte die
Hand nach ihm auszustrecken, war
aber zu schwach und fiel in sich zu-
sammen, und ersterbend rief er:
„Wenzel! Mein Wenzel!“

Dieser fuhr in die Höhe, als er
die Stimme des Bruders erkannte,
und packte des Sterbenden Hand,
aber der Schmerz an seinem Bein-
stumpfe war zu stark. Auch er fiel
zurück, und eine große Träne rollte
ihm über die Wange, und leise sagte

er: „Nun hat die Mutter keinen Jun-
gen mehr.“

Der Leutnant von Franzedy beug-
te sich über ihn und sagte: „Kann ich
deiner Mutter helfen, Siset?“

„Nein — aber — Herr Leutnant
— geben Sie ihr — den Gulden —
den Sie mir — vom Admiral —
versprochen haben!“
Dann war er dahin. Und wenige
Minuten später folgte ihm Joseph,
der Bruder, nach.

Als ich kürzlich von Abbazia nach
Wien fuhr, sah mir im Coupé eine
vornehme alte Dame gegenüber, die
einen in Gold gefassten Gulden als
Broche trug. — Kurz vor Graz
vermählte sie, die eben aus dem Spei-
sewagen zurückkehrte, ihre Broche.
Sie war trübselig, alarmierte das ge-
samte Zuggespann, und als ihr
schließlich ein Steward die Broche
die unter einem Tisch gelegen hatte,
brachte, schenkte sie ihm einen Hun-
dertfronenschein. Ich mochte ob des
reichlichen Funderlohnes ein erkann-
tes Gesicht gemacht haben. Die vor-
nehme Dame, die das anscheinend
beobachtet hatte, sagte:

„Sie sind erstaunt, mein Herr, daß
ich den goldgefassten Gulden, der
höchstens einen Wert von zwanzig
Kronen hat, so hoch einschätze? Wol-
len Sie wissen, was mir die Broche,
oder vielmehr der Gulden wert ist,
so will ich Ihnen die Geschichte die-
ses in Gold gefassten Guldens er-
zählen. Er ist von feiner Geringer-
nis, als vom großen Tegetthoff, der
ihm meinem sterbenden Bruder nach
der Schlacht bei Vissa am 20. Juli
1866 im Lazarett auf „Brust
legte“. Und dann erzählte sie mir die
vorstehende Geschichte.“

Seine kleine Frau.

Humoreske von Hans Feld.

Zweimal hatte die Baronin
Schembart es versucht, sich der Er-
zählerin ihrer Kinder durch einen
Lid oder Witz verständlich zu ma-
chen.
Beim zweiten Mal, da sie den
schlanten Vortrager aufgerichtet und
über das mattdurchleuchtete, mahlige
Seidengewebe des Lampenschirms
hinweggesehen hatte, war Mittheiler
von Tiefe ihrem Blick gefolgt. Er un-
terbrach die Schilderung des ersten
Starkstörers Kenneths und drückte
sein Glas ins Auge. Als er es wie-
der fallen ließ, legte er den Finger
mit einer so drollig eindringlichen
Bite an den Mund, daß Hanna
Schembart hell aufschrie.

Auch jetzt sah die kleine puppen-
hafte Französin nicht auf. Regungs-
los sah sie in dem von rotem umgel-
lichtem überglühenden Verandawinkel.
Den Kopf mit den ängstlich narben-
Kinnrücken und dem tief aufgesetz-
ten Käsegen tief gelehrt, lauwige ge-
der Begeisterung des jungen Musi-
kanten.

Von Zeit zu Zeit lief ein leises,
kaum merktliches Zittern von den Fin-
gerspitzen durch ihre Arme, die scharf,
wie vom Körper gelöst, auf den Lehn-
stuhl des Klappstuhls lagen. In den
scharfen Schultern verlor sich das
Leben.

Man verstand nichts von der so
einstufig geführten Unterhaltung.
Aber die Baronin wußte, daß Hen-
rich Dohrn von Wunst sprach. Nur
dann hatte der erste und zurückhal-
tende junge Künstler diesen sprudein-
den Fluß der Rede.

Außerdem haben sich die beiden
heute zum ersten Mal.
Mit einem nachrichtigen Lächeln
schneite die Baronin sich in ihren Stel-
sel zurück. Und dieses Lächeln blieb,
als der Mittheiler in der Unterhal-
tung vom Turz abgewandte und dar-
auf zu sprechen kam, wie sie in der
Residenz vermischt wurde, daß es eine
sonnengebeude Eleganz dort eigentlich
gar nicht mehr gebe und daß es un-
recht sei, nach achtjähriger Wittwen-
schaft sich immer noch auf dem Lande
verborgen zu halten.

Hanna Schembart schaute durch
das Gerant von Ginter und Cema-
tis in den Garten hinaus, wo der
Mond die Wipfel der Ulmen in Gold
einspann. Jeder Windhauch trug ein
schweres Fliederduft auf die Ver-
anda. Und wenn das Lachen der
draußen spielenden Kinder aussetzte
— von ferneher das Flöten und
Schluchzen einer Nachtigall.

Das Lächeln der schönen Frau
wurde verträumt.
In einer Viertelstunde muß ich
zur Bahn, Baronin“, sagte der Mit-
theiler in dem tiefen, halblauten
Brustton, der die Sprache des Her-
zens ist; „darf ich nicht wenigstens
ein Wort mitnehmen —“
„Ein Wort nicht, mein Freund —
aber eine Hoffnung.“

Sie atmete tief auf. Dann erhob
sie sich und schritt nach dem roten
Winkel der Veranda.

„Baron — es wird Zeit, Ma-
demoiselle Josine, die Kinder müssen
zu Bett.“
Einen Moment starrte die Angere-
dete verständnislos auf. Dann schoß
ihre das Blut jäh in die Wangen und
sie taumelte empor.
„Oh Gott — ja — wie konnte
ich —“

Ein erschrockenes Fragen flirrte in
dem Blick, der scheu das durchgeistigte
Antlitz des jungen Künstlers streifte.
Er umarmte sie mit den Augen...
In der nächsten Sekunde war sie
die Treppe hinab in den Garten ge-
eilt.

„Rene! — Lil!“
Die eigene Stimme klang ihr
fremd. In der Brust fühlte sie ein
Spannen, das ihr das Herz zu spre-
ngen drohte. Lieberlaut wiederholte sie
den Ruf. Ein gelientes Zucken
war's.

Die Schelme hielten sich versteckt.
Hinter einem Bostett hielten sie un-
berührt.
Mademoiselle Josine machte sich
auf die Suche. Und da ihr die Klei-
nen unter Laichen und Kreischen ent-
wischn, als sie sie gefunden hatte,
lachte sie mit — und es begann eine
wilde Jagd.

Während sie unter den hellen folge-
nierenden Augen des Mannes, den sie
heute zum ersten Male gesehen und
der schon ihr Schicksal war, wie in
einer schlaffen hypnotischen Vethargie
gefallen hatte, lief sie jetzt wie ein
Keh. Die schmalen feinen Fesseln se-
dernten nur so über den Kreis. Stun-
denlang hätte sie laufen mögen —
unter Laichen und Zuckern.

Wald hatte sie den Knaben er-
wischt. Die kleine Li ergab sich dann
freudig und schmeigte das staubs-
blonde Mäuschen an ihre Wange.
„Also habe ich Euch doch erwischt!“
Rene, der an ihrer Hand mit bei-
den Beinen zugleich nebenher hüpfte,
unterbrach diesen Sport.

„Oh — das ist wohl 'n Kunststück,
kleine Kinder zu fassen zu kriegen,
wenn man so 'ne langen Weine hat!“
„Aber ich bin doch garnicht so
dick.“

„Ja ja — gegen die Mama bist
Du man eine süße Deern. Gegen uns
oder bist Du sehr groß. Kannst ei-
gentlich sein rennen, Ma'sell Josine.
Wollen wir nochmal?“
„Heute nicht, Rene. Es ist Schla-
fenzelt. Aber morgen — morgen
laufe ich mit Dir, soviel Du willst.“
„Ganz doll?“

„Jawohl.“
„Aa ja!“
„Aber Du mußt artig zu Bett ge-
hen.“
Der kleine Mann nickte eifrig.

„Wenn Du mich Dein Ehrenwort
gibst, Ma'sell Josine, daß Du mor-
gen ganz doll mit mir rennen wirst,
dann will ich die Li auch nicht erst
mit's Kopftischen schmeißen. Viellecht
nehm' ich auch 'n Köffel Lebertran.
Aber bloß 'n halben!“

Und er hielt Wort. Als er aber im
Hendenden war und zur Nacht beten
sollte, winkte er ab.
„Ich muß Dich erst noch was sa-
gen, Ma'sell Josine. Weil doch artige
Jungens nach dem Beten nicht mehr
leben dürfen. Weist — Du bist heute
recht schön, Ma'sell Josine.“

„Ja — weil ich eine helle Bluse
anhab, meinst Du?“
„Ne — ins Gesicht“, erklärte er,
indem er beide Händchen auf ihre hei-
ßen Wangen packte. „Du hast so
'ne blanken Augen, wie ich noch nie
gesehen hab, und so 'ne roten Waden.“
So schön bist Du noch niemals gewe-
sen — — — Du! Laß los! Sonst
schmeiß ich doch noch mit 's Köffel!“

Mademoiselle Josine gab den Klei-
nen, den sie in wilder Zärtlichkeit an
sich gepreßt hatte, frei. Nachdem sie
ihn zu Bett gebracht, trat sie auf den
Balkon hinaus. Auch hier wehte
Fliederduft zu ihr auf — und das
ferne Flöten und Schluchzen der
Nachtigall.

Der Mond zeichnete die Schloß-
front in scharfen Konturen gegen die
Auffahrtseite des Parks. Unten das
Stampfen von Pferden und Ab-
schiednehmen.
„Also auf Wiedersehen, Herr Mit-
theiler. Und wann darf ich auf Sie
rechnen, lieber Dohrn?“

„Wenn's Ihnen recht ist, schon
morgen, Frau Baronin. Wir sind ja
heute garnicht zum Musizieren ge-
kommen.“
„Oh — das wäre reizend! In der
Sonate, die Sie mir neulich schickten,
finde ich mich allein nicht zurecht.
Kommen Sie also gleich am Nachmit-
tag. Und vor allen Dingen vergessen
Sie Ihre kleine Frau nicht! Die
müssen Sie unbedingt mitbringen
morgen!“

„Gern. Das arme Ding ist in der
jüngsten Zeit ohnehin arg von mir
vernachlässigt worden.“

Als der Wagen davongerollt und
das Portal unten geschlossen war,
ließ sich das Schluchzen der Nachti-
gall wieder vernehmen — — — und
ein junges, totwundes Menschenherz
schlugte mit.

Rene Schembart war am nächsten
Tage mit Mama sehr zufrieden. Sie
war so lustig wie selten. Mit Ma'selle
war er garnicht zufrieden. Sie sprang
nicht mit ihm, wie sie das ganz frei
versprochen hatte — weder doll noch
überhaupt. Sie war auch lang nicht
so schön wie gestern abend: hatte keine
blanken Augen und rote Waden, son-
dern war ganz bleich und still. Nach-
mittags stellte er sie.

„Is Dich was, Ma'sell Josine?“
„Nein, Rene.“
„Ich mein doch, Du wirst Dich den
Mager verborgen haben. Denn' seh'
ich auch immer so aus. Warte, ich
hol' die Flasche mit den Tropfen —
— ich muß das bloß noch mal
überlegen: kleine Jungens kriegen
fünf Tropfen, also kannst Du —
ich mein Du könnt'st ruhig hundert
nehmen, damit es Dir helfe.“

Als der kleine Mann geschäftig da-
vongehaftet war, schlich sie aus dem
Kinderzimmer nach unten.
Vor einer halben Stunde war der
Wagen vorgefahren, der ihn gebracht
— ihn und — — —

Mademoiselle Josine hatte den
Kopf in die Kissen ihrer Chaiselongue
gedrückt und sich mit den Fingern fest-
gegriffen, um nicht aufzuzucken. Jetzt
aber war sie zu einem Entschluß ge-
kommen. Sie wollte sie leben — seine
Frau. War diese Frau schön und gut,
dann war er ja glücklich, dann wollte
sie abschließen mit allem, was ge-
heißt so jäh über sie gekommen, wollte alle
Hoffnungen und Seligkeiten für im-
mer begraben und ganz still und
wünschlos sein.

Aus dem Musikzimmer ein wun-
derbar weiches, tiefes Singen und
Klingen...
Mademoiselle Josine blieb lau-
schend an der Tür stehen. Wie ge-
bont verharre sie und schraf auf,
als ein Arm sich um ihre Schulter
legte.

„Kommen Sie nur mit hinein,
Fräulein“, sagte die Baronin freunds-
chaftlich, „Sie werden einen Genuß haben
wie er Ihnen noch nicht geboten wur-
de.“

„Nein, bitte. Ja — ich möchte —“
„Kommen Sie nur, Herr Dohrn
hat schon nach Ihnen gefragt.“
„Er —?“

„Ja — er“, lächelte sie bedeutsam
auf das junge Mädchen herab. „Da
seine kleine Frau —“
„Ist sie schön?“

„Je nun — hören Sie nicht?“
Tausend Qualen sprachen aus dem
Blick, den das junge Mädchen auf
die Tür richtete, und aus der trostlo-
sen Bitterkeit, mit der sie zwischen
den bleichen Lippen hervorblitzte:

„Seine Frau —!“
Einen Moment schaute die Baro-
nin verduht. Dann begriff sie —
und lachte, daß ihre Augen sich feuch-
teten.

„Aber Kind, Kind! Welch' ein tö-
richtes Mißverständnis! Heinrich
Dohrn's kleine Frau ist sein —
Cello. So pflegte er es bis jetzt zu
nennen. Wie ich die Situation nun
beurteile, wird er aber bald statt der
hölzernen, eine andere, nämlich ver-
liebte kleine Frau haben!“

Und die Baronin beurteilte die Si-
tuation ziemlich richtig. Denn als sie
das Musikzimmer betreten, polterte
Heinrich Dohrn's senft so zärtlich
behütete „kleine Frau“ zu Boden. Der
andere aber streckte ihr beide Hände
entgegen — — — und seine Augen um-
armten sie.

Soldatenfreundschaft.

In einem vor kurzer Zeit erschie-
nenen Buch, in dem ein Engländer er-
zählt, was er in den ersten Wochen
des Krieges in Frankreich erlebte,
wird eine Anekdote vom Grafen Zyp-
pelin wiedergegeben. Dieser traf nicht
lange vor Kriegsausbruch in der
Schweiz mit einem französisch-mili-
tärarzt Dr. A. zusammen. Als der
Franzose ihm vorgeleitet wurde, zeigte
er ihm eine große helle Schramme
am Nacken, die Narbe eines Säbel-
hieb's, den er im deutsch-französi-
schen Krieg von 1870—71 erhalten hatte.
Sie sind ohne Zweifel ein Sohn des
Leutnants A., fragte der deutsche Ge-
neral, der 1870 bei dem und dem
Regiment stand? „Nein, das war
wohl mein Oheim“, antwortete Dr. A.

Nun, jedenfalls freut es mich, Ihre
Bekanntschaft zu machen. Ihr Oheim
versteht mir diesen Hieb in den
Nackten, und später sind wir gute
Freunde geworden.“